

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 8=28 (1862)

Heft: 15

Artikel: Einige Gedanken über das Infanteriegewehr

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-93244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einige Gedanken über das Infanteriegewehr.

Die künftige Bewaffnung unserer Infanterie wird in jüngster Zeit so vielfach besprochen, sie bildet ein für unser Land so allgemein gefühltes Interesse, daß diese Sache nicht vielseitig genug aufgefaßt und beleuchtet werden kann, ehe sie ins Werk gesetzt, und einmal ausgeführt, mit allen ihren Vortheilen und Mängeln unwiderruflich dastehen wird.

Daß mit der Bewaffnung der Infanterie eine Aenderung vorgenommen werden muß, das alte Kollgewehr, in Folge der Fortschritte der Feuerwaffenfabrikation, besonders aber seit der allgemeinen Einführung der Spitzgeschosse, so gut wie weiland das Steinschloß in die Kumpelkammer der Zeughäuser gehört, darüber existirt wohl bei Niemanden ein Zweifel mehr.

Das gezogene Rohr mit der Spitzkugel, diese Waffe, welche unter übrigen gleichen Umständen einen doppelt, wo nicht dreifach richtigen Schuß abgiebt, ist fortan als die zweckdienlichste Waffe für die Infanterie anzusehen.

Einmal über diesen Punkt einig, so fragt es sich: welches ist die beste Flinte für die Infanterie, und hier fangen die Meinungen an aus einander zu gehen. Jeder geht nämlich von seinem individuellen Standpunkt aus, denkt und arbeitet sich mit Vorliebe in seine vorgefaßte Meinung hinein, und giebt sie nicht selten mit bewußter oder unbewußter Parteilichkeit dem Publikum als die einzig richtige wieder.

Der Büchsenmacher, der Techniker, welche nach jahrelangen Berechnungen und saurer Arbeit ein Modell zu Stande gebracht haben, welches sehr weit und richtig schießt, glauben natürlich diese Waffe vor allen tauglich, und deshalb auch als die beste anpreisen zu müssen.

Der Schütze, stolz auf den Stuger und das jüngst aus ihm hervorgegangene Järgergewehr und dessen trefflichen Resultaten auf dem Schießplatz, besteht darauf, daß das Volk ein Volk von Schützen werden müsse, und wer es noch nicht sei, der solle zu einem solchen herangebildet werden. Sämmtlicher Infanterie will er daher das werthvolle erprobte Instrument in die Hand gegeben wissen, und fest erwartet er mit demselben die Gelegenheit, den heranrückenden Feind mit mörderischer Kugel auf große Distanz aufzuhalten und niederzuschießen. Seiner Ansicht nach sollte die Taktik der Waffe angepaßt und eine neue Kriegsführung eingeführt werden, welche unter allen Umständen die größte Freiheit der Bewegung des Einzelnen, verbunden mit dem größten Erfolg des Schusses ermöglichte.

Dagegen wird der Taktiker, gestützt auf die Geschichte, gestützt auf seine bisher mit Vorliebe gepflogenen Militärstudien, seien nun diese rein mathematischer oder mehr psychologischer Natur, gestützt auf eigene oder anderer Kriegsmänner Erfahrung mit nicht minderm Rechte einwenden: sämmtliche wehrpflichtige Mannschaft zu, wo nicht trefflichen, doch passablen Schützen — und zwar Kriegsschützen — heranbilden zu wollen, sei eine Chimäre; nicht nur

fehle hierzu dem größern Theile des schweizerischen Menschengeschlechtes die erforderliche natürliche Begabung, sondern, um unter den Milizen eines civilisirten Volkes ein annäherndes Resultat zu erzielen, bedürfe es entweder römischer Legionen, mit ihrer jahrelangen Kampfgerüstheit und eisernen Lagerdisziplin, oder — weil sich die Politik der Schweiz nicht mit der des welterobernden Roms vergleichen läßt — lykurgischer Gesetze in einem Staate wie Sparta, wo der freie Mann, frühe seiner Familie entrissen, alle häuslichen Arbeiten den Frauen und Sklaven überlassend, von Kind an in die Reihen einer Miliz gesteckt wurde, während einer geraumen Anzahl Jahren jedem Unabhängigkeitsgefühl entsagen mußte, und bloß integrierender Theil jener lebendigen Mauer betrachtet wurde, von der des Vaterlandes Sicherheit im Frieden und Ruhm im Felde einzig abhing. Der Taktiker wird ferner einwenden, es könne nicht aus jedem ein guter Schütze gebildet werden, dem man eine gute Waffe in die Hand gebe. Nebst einer gewissen Fertigkeit in Handhabung dieser letztern, müsse er Kraft und Behendigkeit, lebhaften und zugleich richtigen Blick, Kaltblut und Feuer, freie Bewegung des Geistes mit unbedingter Treue in Befolgung erhaltener Befehle, kurz viele sich anscheinend widersprechende Eigenschaften zu verbinden wissen, die nur selten im gleichen Individuum zu finden seien. Diese und alle übrigen physischen und moralischen Kräfte der Nation empfangen der Feldherr im Anfang schon mehr oder weniger getrennt, besonders gruppiert um am entsprechenden Ort als besondere Kraft verwendet zu werden, was denn auch, um bloß von der Infanterie zu reden, dieselbe stets, ungeachtet des vom großen Napoleon ausgesprochenen Wunsches — in eine schwere oder Linien-Infanterie und in eine leichte oder Schützen-Infanterie theilen lassen. Jeder von diesen beiden komme ein besonderer Theil in der Lösung einer militärischen Aufgabe zu. Daher auch jedem, dem Linien-Infanteristen wie dem Schützen, die seiner Verwendungsart am meisten entsprechende Waffe! Dem Schützen die leichtere, bequemere, präzisere, weit und nah gleich sichere, — dem Linien-Infanteristen, bis jetzt wenigstens, die etwas größere, gröbere und stärkere, wo möglich handfestere Schuß- und Trufwaffe. So sei es von jeher gewesen, und gewisse moralische Gesetze in der Menschennatur ließen sich nie ungestraft ganz verläugnen, auch mit Erfindung des Schießpulvers und des Dampfes nicht. Wie es im Alterthum leicht bewaffnete Bogenschützen und Schleuderer neben schwerbewaffneten und geharnischten Hastieren gegeben, so gebe es noch jetzt im Grunde schwer und leicht bewaffnetes Fußvolk, das in den Händen des Feldherrn zu verschiedenen Zwecken diene; er verbrauche diese Elemente je nach Gelegenheit wie ein Künstler seine Instrumente, wie ein Schachspieler seine Figuren, ja er könne in den Fall kommen, mit namhaftem Verlust eine Gattung aufopfern zu müssen, wo ihm die andere eben so gute, wo nicht bessere Dienste geleistet haben würde, und Wehe dem Staate, welcher in Organisation seiner Wehrkraft nicht auf beide Gattungen mit gleicher Vorliebe sein Augenmerk wenden und eine von

beiden dem Lebens- und Stärkeprinzip des andern aufopfern wollte!

Aber die Flinte ist nun die Bewaffnung der Infanterie, höre ich sagen; wir kennen nur diese, es sei denn, daß man uns wieder Hellebardiere oder Revolvererschützen geben wolle. Hellebardiere werden kaum mehr erstehen. Wer dieselben in einer Anwendung frommer Verehrung für das Mittelalter ins Leben rufen möchte, der erlaube mir die Bemerkung, daß jene heiligen Schaaren, von welchen die Geschichte erzählt, in kompakter Ordnung, wuthentbrannt sich auf eine ebenfalls meist kompakte, und weil numerisch größere, auch unbeholfenere, unsern jetzigen Armeen nicht zu vergleichende Masse warfen, und ihren Vortheil darin suchten, jenes Ungethüm bei der schwächeren Seite, bei der Weiche anzupacken, und sich so lange umzubeißen, bis panischer Schreck den Rest des Erfolges bewirkt hatte.

Auch von Revolvererschützen könnte ich mir nie großen Nutzen versprechen. Die Pistole mag dazu dienen den Muth und das Sicherheitsgefühl des Einzelnen ein Bißchen zu steigern; als Angriffswaffe taugt sie aber nicht. Wer wollte im Drange des Anlaufs, in der Hitze des Gefechts dem Soldaten die Kaltblütigkeit zumuthen, mit einem Arm ruhig zu zielen, und seinen Gegner aufs Korn zu nehmen, wie beim Duell, wo die Gefahr nur aus einem Schlunde und zu einer gegebenen Sekunde droht? Bessere Dienste leisteten noch eine Art Plänkler, welche dem Feinde bloß Sand in die Augen streuen würde.

Allerdings ist die Flinte mit dem darauf gepflanzten Bajonnet die einzige in unsern Tagen zulässige Waffe für die Infanterie; allein da die Infanterie auf doppelte Art verwendet wird, so verlangt sie auch eine doppelte Art Flinte, denn diese ist in den Händen des Soldaten ein Instrument, das je nach Bedürfnissen mehr die einen oder mehr die andern Eigenschaften besitzen soll, und es ist hier nicht anders als bei den übrigen Werkzeugen; die einen verlangen mehr Kraft und Festigkeit, die andern mehr Genauigkeit und Feinheit, und die Vorzüge, die in einem Falle praktisch sind und zur Erreichung eines Zweckes am besten dienen, wirken in andern hemmend und werden nicht selten zum Nachtheil.

Diese Vor- und Nachtheile erweisen sich nirgends schlagender als in unserm hochgepriesenen, nicht genug zu schätzenden Jägergewehr. Diese kaum vom Stutzer übertriffene Präzisionswaffe eignet sich vermöge ihres sichern Schusses, ihrer leichten Handhabung, ihrer feinen und soliden Konstruktion und ihrer bis jetzt noch unübertroffenen flachen Flugbahn, ganz vorzüglich fürs ferne Plänklergefecht, welches sich in der Regel zwischen Kanonen- und Gewehrschußweite in geschlossener Ordnung, also zwischen acht- und vier bis dreihundert Schritte bewegt. Ihre Wirkung entspricht der gewöhnlichen Sehkraft, verbunden mit der zum richtigen Schießen auf dem Schlachtfelde nothwendigen moralischen Ruhe des Soldaten. Außerhalb jener Gränze stellt sich der Mensch dem Auge schon so klein, und je nach der Beschaffenheit der Atmosphäre so unbestimmt dar, daß ein sicheres Treffen

höchst problematisch wird. Innerhalb derselben aber ist die moralische Einwirkung auf den, nunmehr auch dem feindlichen Feuer ausgesetzten Plänkler so groß, daß er, um die Wahrheit zu sagen, nicht mehr kaltblütig genug sein wird, um seinen Schuß mit Sicherheit abzugeben; es sei denn, daß er etwa noch eine vortheilhafte Terraindeckung vor sich habe. Jene anfängliche Ruhe wird bei den Meisten bald einer Erregbarkeit Platz machen, die nach den Charakteren bei den Einen mehr in Jaghaftigkeit, bei den Andern in brennende Kampfbegierde ausarten wird, und dann wird es hauptsächlich Sache des Kommandirenden und der Offiziere sein, jene aufzumuntern, diese von Tollkühnheit abzuhalten, um sich eine Einheit im Kampfe zu bewahren. Wird unter solchen Umständen der pflichttreueste Soldat noch Gleichmuth genug haben, um den Unterschied zwischen einer etwas mehr oder weniger präzisen Waffe zu machen? Nein, es treten nun andere Faktoren ein, welche beim Ferngefecht im Hintergrunde schlummerten, jetzt aber, je näher das Gefecht heranbraust, in erste Linie treten und den Vortheil der Präzision weit überwiegen. Hier will der Mann erstens etwas Derbes in der Hand haben, mit dem er dem möglichen Anpralle von feindlichem Fußvolk oder Reiterei harten Widerstand leisten könne; er will einen treuen Freund an seinem Gewehr haben, das sich an seine dermaligen Bedürfnisse anpasse, nicht verschleime, nie verlage, auch beim Regen nicht; mit dem er ferner auf jegliche Weise umgehen, also im Nothfall einen verzweifelten Schlag auf die Nase des heransprengenden Pferdes, auf den Schädel des stürzenden Feindes versetzen könne; er will aber auch seine Waffe schnell und gleichsam instinktmäßig laden können, ohne die Augen von der Seite der Gefahr abzuwenden.

Ist nun dieß bei unserm Jägergewehr möglich? Raum. Ein nicht sehr langes Rohr, ein nur mäßiges Gewicht, eine sehr starke Senkung des Kolbens, eine enge Mündung, eine lange Patrone, eine hart anliegende Spitzkugel, welche, sobald Feuchtigkeit oder schlechtes Pulver das Gewehr etwas verschleimt haben, einigermaßen heruntergestaucht werden muß, dieß sind Uebelstände, welche auf dem Schießplatz gar nicht, in größern Truppenübungen wenig, im Ferngefecht schon merklicher, im Nahgefecht aber ungenehmer in Betracht kommen. Denke man sich nur einen Mann, der während der Aktion im Eifer und in der Unvorsichtigkeit die Kugel nicht ganz senkrecht in die Mündung seines Gewehres gesteckt hat, weil er eben auf die Seite des Feindes blickte; er staucht nun die Kugel um so härter hinunter, weil er weiß, daß sein Gewehr anfängt zu verschleimen. Er bringt die Kugel bis mitten hinunter, aber nicht weiter. Nun sitzt sie, und er darf nicht mehr losbrennen, ohne Gefahr, sich und seine Kameraden entsehrlich zu verstümmeln.

Solcherlei Fälle entstehen zu Duzenden in den Platonen, und für jedes unbrauchbare Gewehr ein unbrauchbarer Mann, wo nicht eine Zeit lang zwei! Und die dadurch verursachte Unordnung in den Gliedern! Und der schlechte Einfluß auf die Neben-

Männer, von denen einige auch gerne etwas an ihrem Gewehr auszufetzen hätten, um mit gutem Grunde den Posten der Ehre und der Gefahr gegen einen sichern hinter der Front zu vertauschen!!

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Erinnerungen aus dem letzten Jahre des Schweizerischen Fremddienstes 1859—1861.

(Fortsetzung.)

Am 7. Mai Abends 8 Uhr, wir rückten gerade von einer Uebung in das Städtchen ein, kam der Befehl, sogleich nach Salerno zurück zu marschiren, behufs Einschiffung. Nach einer Stunde Ruhe, die ich den Leuten noch gönnen mußte, marschirten wir ab und waren bei Tagesanbruch in Salerno, allwo wir mit dem Rest des Bataillons zusammentrafen, der Tags zuvor ebenfalls angelangt war und in Avellino nur das Depot zurückgelassen hatte; wir waren nun bestimmt nach Sizilien eingeschifft zu werden, und jeden Tag erwarteten wir die Transportmittel.

Mein hübsches Halbbataillon, ganz aus Schweizern bestehend, ein wahres Felbbataillon, für Märsche und Strapazen abgehärtet, vom besten Geiste beseelt und voller Lust, die der Schweizer-Ehre geschlagene Scharte vom Juli 1859 auszuweichen, mußte ich nun auflösen sehen; die acht Kompagnien wurden wieder gebildet und unter dem Kommando des Obersten von Mechel ward das 3te Bataillon nun vollständig organisiert, indem es durch die zahlreich angelangten Rekrutentransporte komplet war.

Warum unsere Einschiffung so lange auf sich warten ließ, in einem Zeitpunkte, wo schnelle Maßregeln allein helfen konnten, wo es nöthig war die Garibaldischen Banden zu schlagen, ehe sie Zeit hatten das Landvolk zu organisiren und auf der Insel Boden zu gewinnen, war uns damals unerklärlich; jetzt kann ich es begreifen.

Die Marine, die Garibaldi ruhig bei Marsalla landen ließ und nach vollendeter Landung auf die leeren Schiffe feuerte, dann sämmtlich überging, legte allerdenklichen Schwierigkeiten in den Weg, um die Versendungen der nöthigen Verstärkungen nach Sizilien zu hindern; während 15 schöne wohl ausgerüstete Dampffregatten im Hafen lagen, konnten nur einige wenige zum Transport verwendet werden.

Endlich am 14. Mai erhielten wir den Befehl um 2 Uhr in Pietri zu sein, um dort eingeschifft zu werden; präzis waren wir am Einschiffungsplatz, doch es war Nacht, ehe nur der Dampfer Fulminante, der uns transportiren sollte, kam; bei Nacht mußten wir uns vermittelt Barken einschiffen, eine Operation,

die bis gegen Mitternacht dauerte, und wir mußten noch die Pferde nach Neapel senden, um dort gelegentlich eingeschifft zu werden, indem die Distanz bis zum Dampfer zum Schwimmen zu groß war.

Nach einer ziemlich beschwerlichen Ueberfahrt, da das Meer hoch ging, kamen wir den folgenden Tag Abends 9 Uhr in Palermo an und wurden von dem dortigen Platzkommandant, General Salzano, empfangen, und provisorisch in das Quartier Quattro-Venti untergebracht.

Peinlich war der Eindruck, den aller Gesichter vom Höchstkommmandirenden bis auf den letzten Tambour auf uns machten, es lag eine Abgeschlagenheit, ein Mangel an Selbstvertrauen auf denselben; auf jeder Stirn stand geschrieben: gut daß ihr da seid, doch es ist zu spät, es ist Alles verloren, nur zu einem sichern Rückzug könnt ihr uns noch helfen! Doch nur eine gränzenlose Kopf- und Rathlosigkeit konnte eine solche fatale Stimmung provoziert haben, denn die ganze Stellung war durchaus nicht verzweifelt.

Im Jahr 1849, nachdem man den empörten Sizilianern ein volles Jahr gelassen hatte, um sich zu organisiren, nachdem mit Ausnahme der Citadelle von Messina, jeder Punkt auf der Insel ausgegeben worden war, eroberte doch Filangieri mit 15,000 Mann ganz Sizilien wieder, und jetzt waren alle festen Punkte in den Händen der königlichen Armee, das Volk war nicht organisiert, hatte keine oder doch nur ganz schlechte Waffen und Garibaldi war mit kaum 1000 Mann gelandet, während bei 25,000 Mann, wohl ausgerüstet, mit einer guten und zahlreichen Artillerie versehen, auf der ganzen Insel waren, wovon auf die Hauptstadt allein 16,000 kamen. Der erste Aufstand in Palermo war schnell unterdrückt gewesen und jetzt war die Stadt ganz ruhig, wenn auch voll Hoffnung auf das Erscheinen Garibaldi's.

Diesem, dem man 14 Tage Zeit gelassen hatte, war eine kleine Kolonne unter dem General Landi entgegen geschickt worden, bestehend aus den Eliten-Kompagnien vom 11ten und 12ten Infanterie-Regiment, dem 8ten Jägerbataillon, einigen Berghaubißen und einem Zug Jäger zu Pferd; Landi war ein alter Mann, der schon im Jahr 1822, weil er zu den Aufständischen gehalten hatte, für einige Zeit in Disponibilität gesetzt worden war und auf dessen Treue sowohl, als militärische Befähigung nicht zu rechnen war und doch erhielt gerade dieser den Auftrag den ersten und wahrscheinlich entscheidenden Schlag gegen die Eindringlinge zu thun.

Wenn es schon ein Fehler war, ein anerkannt un- befähigtes und unzuverlässiges Subjekt mit einer solchen Mission zu betrauen, so war es auch unverantwortlich nicht eine größere Anzahl Truppen, die dann mit Gewißheit den Feind erdrückt hätten, zu diesem Zweck zu verwenden, denn zu was die Nothwendigkeit Palermo mit Soldaten zu füllen, da dessen Einwohner eben auf einen Erfolg von außen warteten, um sich zu erheben.

Von der Kolonne Landi hatte man in Palermo noch keine Nachrichten; am 16. des Morgens erhielt-